

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 9

Artikel: Eichendorffs dichterische Welt
Autor: Staiger, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

an das Rittertum, an den evangelischen Glauben, an jene frühere von der lateinischen Weltsprache getragene Weltwissenschaft.

Diese Zeiten kommen in dieser Form nicht wieder. Aber die Aufgabe ist ewig. Und im Kreislauf der Weltgeschichte werden wieder einmal solche Harmonien erklingen.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Eichendorffs dichterische Welt.¹⁾

Von Emil Staiger.

An den Anfang seiner Wanderlieder hat Eichendorff die jugendselige „Frische Fahrt“ gestellt:

„Laue Luft kommt blau geflossen,
Frühling, Frühling soll es sein!
Waldwärts Hörnerklang geschossen,
Mut'ger Augen lichter Schein;
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magisch wilder Fluß,
In die schöne Welt hinunter
Lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind!
Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu! Ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!“

Das ist gesungen, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt, wie sich das Volk den Dichter liebt, und wir scheuen uns beinahe, den offensichtlich aller Sorge ledigen Sänger auf seinen hingejauchzten Worten zu behaften. Es gibt indessen Dichter so begnadeter Ursprünglichkeit, daß ihr Wort umso mehr von ihrem Wesen offenbart, je unbekümmerter es quillt, daß ihre unwillkürlichsten Gebilde zugleich die gültigsten sind. Zu ihnen zählt auch Eichendorff. Und zumal die „Frische Fahrt“ ist eine so vollkommene, als wie im Traum geglückte Formel seines dichterischen Daseins, daß sie uns verbindlich bis in alle Einzelheiten scheint und also wohl ge-

¹⁾ Vortrag, gehalten an der Eichendorff-Feier der Freistudentenschaft Bern am 7. Dezember 1938.

eignet, einer Betrachtung seiner Welt, seines Werks zugrundegelegt zu werden.

Wir finden hier den Eintritt in die Welt besungen, wie ihn Eichendorff aus nie verdrossenem Herzen je und je gefeiert hat — etwa in den leuchtenden Sätzen, mit denen er seinen großen Roman „Ahnung und Gegenwart“ beginnt, im „Leben eines Taugenichts“, wo der frohe Aufbruch immer wieder zum Bürgen eines gottgeliebt-freiheitlichen Daseins wird, im allbekanntesten Wanderlied „Wem Gott will rechte Gunst ertweisen“ oder in den „Zwei Gesellen“:

„Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum erstenmal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.“ —

Von dem „Gesetz, nach dem wir angetreten“, bleibt unser Leben bestimmt. So steht auch Eichendorffs ganzes Sein unter solchen Beginns Gesetz. Doch klingt das Wort „Gesetz“ nicht zu verpflichtend? Wir freilich, wenn wir diese Wanderlieder singen, und sei es noch so sehr „aus voller Kehle und frischer Brust“, treten damit noch lange nicht unter ein Gesetz. Im Gegenteil, dann laufen wir dem davon, was uns auferlegt ist; dann verleugnen wir in einer Umwandlung von Hochsinn alle Zeichen, die leider für unser mehr oder minder sorgenvolles und bemühtes Dasein gelten müssen.

Eichendorff aber spricht als Dichter aus, was er in der Welt vertreten wissen möchte. Der „Taugenichts“ ist keineswegs nur die ergötliche Figur, nach der man sich das Leben in den Ferien einrichten mag; sondern seine Faulenzerei, sein frommer Leichtsinn will als reines Ideal gewürdigt sein. Jede Stunde, die uns nicht erlaubt, zu leben, wie er lebt, gilt dem Dichter als verloren. „Sorgen, Last und Not um Brot“, Kümmernisse jeder Art, wie der Bürger sie kennt, sind ihm ein Unrecht, eine Sünde fast. Denn Gott hat den Wald gebaut und die Ströme fließen lassen, damit der Mensch sich ihrer freue und den Schöpfer lobe mit den Liedern seiner Wanderlust. Und wenn der Angstliche entgegnet, das Künftige wolle auch bedacht sein, ruft ihm Eichendorff zurück:

„Und ich mag mich nicht bewahren,
Weit von euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind —“,

auf dem Strom des Lebens, der ihn hinziehen, ja hinreißen soll, und müßte er drin untergehn. Er gibt die ungewisse Zukunft gern der festlichen Gegenwart preis.

Unbürgerlich ist Eichendorff also, wenn wir „bürgerlich“ im abschätzigen Sinn verstehn. Er ist es aber auch, sofern das Wort noch guten, von

bester Überlieferung geweihten Klang besitzt. Wir sinnen oft darüber nach, wie dieses Dichters sorglose, ungebundene Lebensart sich scharf von jener Menschlichkeit abhebt, die Goethe verwirklicht hat, von jener Umsicht, jenem höchst besonnen=zielbewußten Willen, alles Einzelne des Daseins in ein Ganzes einzuordnen, sich also immer zu bewahren und aufzusparen dem Gesamten, dem Leben als „Dichtung und Wahrheit“ zulieb. Eichendorff ist nicht besonnen, nicht zielbewußt; er

„mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!“

Er läßt sich treiben, wohin es will. Ein solcher Mensch aber wird nicht nur das Leben anders leben, sondern auch die Welt anders sehen, als sie Goethe sieht. Goethe dringt in allem auf das Dauernde in der Erscheinungen Flucht. Erkenntnis dessen, was besteht, des Wesentlichen ist sein Ziel. Daher er etwa hinter dem, wie eine Landschaft ihm erscheint, ihre geologische Geschichte zu ergründen strebt, im wechselnden Gesicht des Menschen die Persönlichkeit erforscht, im bunten Lauf der Welt das ewige Gesetz des Daseins sucht und also, wo es immer sei, das Augenblickliche als Bild des Unvergänglichen begreift. Eine solche Einsicht kann nur einem Blick gelingen, der, nach Schillers bekannten Worten, „still und rein auf den Dingen ruht“, einem Geist, der selber innerlich ruhig und gefestigt ist. Nur vom festen Ufer aus erscheint ein Hang, ein Hügelzug, das Dachgeschiebe einer Stadt als klar umrissenes Gebilde und tritt die Wesenheit der Dinge aus dem flüchtigen Schein heraus. Doch betreten wir ein Schiff und lassen uns vom Wasser treiben, gerät alsbald das Feste in Bewegung und das Klare in ein Flimmern; wir vermögen die Bilder, die an uns vorüberziehen, kaum mehr voneinander zu scheiden; wir sind betroffen von dem und dem, einem Glanz, der aufblitzt, einem Schatten, der vorüberhuscht, einer Stimme, die erklingt. Doch wie dies alles beschaffen ist, wie es sich zusammenfügt und zum Bilde sich gestaltet, erkennen wir umso weniger, je schneller uns der Strom dahinträgt. Eichendorff reißt der Strom des frühlingshaften Lebens hin! Wen aber dieser wunderbarste aller Ströme hinreißt, der sieht noch das Bestimmteste in farbiges Wirren aufgelöst, und, wie er es selbst ausspricht,

„Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein malisch wilder Fluß.“

Und also zeigt sich ihm nicht mehr das Dauernde, sondern eben das, was Goethe mit der größten Kraft des Geistes aufzuhalten bemüht war, das Gleitende, der Erscheinungen Flucht. —

„Ich wandre durch die stille Nacht,
Da schleicht der Mond so heimlich sacht
Oft aus der dunklen Wolkenhülle,
Und hin und her im Tal

Erwacht die Nachtigall,
Dann wieder alles grau und stille.

O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen —
Wirrst die Gedanken mir,
Mein irres Singen hier
Ist wie ein Rufen nur aus Träumen.“

In solchen Versen fühlen wir die ganze Seele dieses Dichters, der sich ebenso wie dort den klingenden Wellen des Frühlings hier den sanfteren Wellen der Nacht hingibt, willenlos, allein darauf bedacht, dem, was ihn anrührt, keinen Widerstand zu leisten, gleichsam selber grau und still zu sein, wie alles grau und still ist als des Rätsels vager Grund. Und so rührt es ihn denn an, ein Mondenschimmer, Nachtigallenrufe, Schauern in den Bäumen — das ist, ich möchte sagen, der optische und akustische Schaum der Dinge, das Unbestimmteste, das Flüchtigste, was jedem Zugriff, jedem wachen Begreifen sich entzieht und nur das halb vom Schlaf und Traum verschleierte Gemüt anspricht.

In der Nacht, im Walde, wo die ungewissen Schatten streifen, ist dergleichen wohl daheim, doch manchmal auch im hellsten Licht:

„Fraue, in den blauen Tagen
Hast ein Netz du ausgehangen,
Zart gewebt aus seidnen Haaren,
Süßen Worten, weißen Armen...“

Wie klingt dies anders, als wenn Goethe die römische Geliebte preist:

„... ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.“

Hier ist alles klar gesehen; ein trefflicher Zeichner hält die Linien der Stirn, der Haare, des Scheitels fest! Eichendorff dagegen scheint zu jenen Toren zu gehören, die vom Anblick der Geliebten so bezaubert sind, daß sie nicht sagen können, wie sie aussieht. Ein goldener Seidenschimmer in der Luft — da ist er schon umstrickt und seine Sinne sind verwirrt. Da vermag er nicht mehr liebliche Konturen zu erkennen, sondern er wird hingezogen von unsäglicher Verlockung, von einem Musikalischen, das ihn umspielt wie betäubender Duft.

Wir denken deshalb nicht daran, sein Dichterisches gegen Goethes Dichterisches abzuwägen. Wohl führt der klassische Dichter uns in eine lichte, klare Luft, wohl setzt er uns in eine Freiheit, welche Eichendorff versagt bleibt. Doch nicht immer ist's die Klarheit, wessen unser Herz bedarf. Und

nur zu gerne geben wir die freie, göltige Umsicht auf und gleiten in den Bannkreis einer unentrinnbaren Magie.

Dies nämlich gilt es einzusehen: Je flüchtiger, je ungewisser, je unbestimmter alles ist, was Eichendorff sieht, hört und fühlt, je weniger er die Welt erkennt, umso magischer ist sie, desto tiefer sinken wir auf jene früheren Stufen zurück, da der Mensch die Dinge noch nicht im Ganzen übersah und einzuteilen und zu ordnen wußte, sonderan sich betroffen von Geheimnisvollem rings umstellt sah, vom Dunkel der Nacht, von den Lichtern des Tags, von den Geräuschen der Dämmerung, verlorenen Vogelrufen im Wald.

Eichendorff ist freilich keineswegs ein primitiver Mensch. Er stammt wie wir aus einer wissenden und sehr bewußten Zeit. Doch eben dieses Wissen und Erkennen scheint ihn, wie so viele seiner Freunde, zu verdrießen. Er zählt es zu dem immer gleichen Widerpart der Wanderlieder, der Sorge, die nur Eitles schafft und das Lebenswerte um des gänzlich Nichtigen willen hintwirft. Was lohnt es, die Naturgesetze einzusehen und die Natur aus solcher Einsicht zu beherrschen, wenn ihre Freundesprache, ihre Liebestimme dann verstummt und die zum Knecht erniedrigte auch nichts mehr sein will als ein Knecht? So sieht er wohl, was wir gewonnen, wie wir aufgeklärt und klug sind. Doch was uns über dem Begreifen langsam hingestorben ist, jene wunderbare Mächtigkeit, die nur den unbegriffenen Dingen eignet, gilt ihm mehr. Und so schließt er denn die Augen des zu einsichtsvollen Geistes und wandert lieber in der Welt „von dem Glanze selig blind“. —

Doch der Blinde, auch der selig Blinde, kann verblendet sein. Der Glanz, vor dessen Zauber die Erkenntnis ihre Augen schließt, ist er das Zeichen einer in der Tiefe des Daseins waltenden Gnade oder ein Schleier über dem Abgrund?

„O Welt, du schöne Welt du,
Man sieht dich vor Blüten kaum.“

So schließt der „Frühlingsgruß“! Doch was man da kaum sieht vor Blüten, was ihr duftendes Weiß verhüllt, wer verbürgt uns, daß es schön, daß das Schöne nicht ein Schein ist? Alles Magische, gerade weil es übermächtig wirkt und unsern Geist und unsere Sinne bannt, gestattet uns kein Urteil. So bleibt es ungewiß, zweideutig. Die „hellen, klingenden, singenden Wellen des vollen Frühlings“ werden in dem Lied von den „Zwei Gefellen“ zu der „buhlenden Wogen farbig klingendem Schlund“; der Jubel der Hochzeit verhallt im Wald — „Nacht bedeckt die Kunde“ — und Schauer befällt das umstrickte Gemüt. So scheint uns bald ein Engel in die Seligkeit zu rufen, bald ein böser Dämon zu verführen. Täuschung waltet überall. Wir wissen nicht, woran wir sind. Doch noch unheimlicher als diese Unverläßlichkeit ist der Augenblick des Umschlags selbst, wenn eins ins andere übergeht, wenn das Bängliche das Gnadenvolle langsam überwiegt

und wir uns dennoch nicht entziehen können und nach wie vor gebannt sind von einem undeutbaren und eben deshalb untwiderstehlichen Reiz:

„Dämmerung will die Flügel spreiten,
Saurig rühren sich die Bäume,
Wolken ziehn wie schwere Träume —
Was will dieses Graun bedeuten?

Haft ein Reh du lieb vor andern,
Laß es nicht alleine grasen,
Jäger ziehn im Wald und blasen,
Stimmen hin und wieder wandern.

Haft du einen Freund hienieden,
Trau ihm nicht zu dieser Stunde,
Freundlich wohl mit Aug' und Munde
Sinnt er Krieg im tück'schen Frieden.

Was heut müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren —
Hüte dich, bleib wach und munter!“

„Hüte dich, bleib wach und munter!“ Eine solche Warnung sprach der Dichter der „Frischen Fahrt“ noch nicht. Der wollte sich „nicht bewahren“ und verzichtete gern darauf, zu fragen, „wo die Fahrt zu Ende geht“, wie jeder gern verzichtet, der im strahlenden Frühling seines Wegs zieht. Doch wenn die Schatten dunkeln, wenn die Freunde, irgendwie gewarnt, unsern Pfad verlassen haben, wenn Gefahren, die kein Mensch zu übersehn vermag, uns dräun, was erwartet unser dann? Wir besinnen uns zu spät; wir sind bereits ein Opfer jener ungeheuren, allem Menschlichen weit überlegenen Macht, die nirgends wohnt und überall, als das Letzte, — es erhält im „Waldgespräch“ Gestalt und Namen:

„Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Was reit'st du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut! Ich führ' dich heim!

,Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh! Du weißt nicht, wer ich bin.'

So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn' ich dich, Gott steh' mir bei!
Du bist die Heze Lorelei.

„Du kennst mich wohl — von hohem Stein
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein,
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!“

Es ist die Hexe Lorelei! Clemens Brentano hat die Sage von der Lorelei erfunden, bezaubert von dem Klang des Namens, den der Fels am Rhein trägt. Seither lebt die Zauberin von Bacharach in der romantischen Dichtung und in romantischer Musik. Sie verwandelt sich noch bei Brentano selber zu der liebenswürdigen Wasserfrau des Märchens. Sie erscheint bei Eichendorff in unseliger Dämonie. Sie reißt in Heines Lied den träumerischen Schiffer in die Tiefe. Ihre Stimme hören wir in Schumanns Liedern, in der rauschenden Ouvertüre von Max Bruch. Die unvergeßliche beschwörende Gebärde von der Höhe des Felsens in den Rhein haben uns die romantischen Maler immer wieder eingepägt. Und wie sie zu Beginn nichts als Musik war, als ein Klang von Lauten, der von ungefähr das Ohr eines großen Dichters traf, so bleibt ihr Name fürderhin das Zeichen alles Zauberhaften, bleibt ihr Bild die zur Gestalt gewordene Magie schlechthin und ihr schmerzliches Geschick der Mythos des spätromantischen Geistes. Von ihren „Augen wie zwei Flammen“, von dem „Zauberstab“ des Arms, von ihrer süßen Stimme verführt haben die Romantiker ihre Abenteuer angetreten, das Gesicherte und Verbürgte verschmäht und überschwängliches begehrt. Und wenn der Nüchterne ein solches Wagnis tadeln zu müssen glaubt, so hat schon ihre Ahnung, haben ihre Träume unser aller Dasein wunderbar bereichert. Freilich sind sie nicht ans Ziel gelangt, sondern gescheitert, wie der Schiffer im Rahn, der die Riffe und Wirbel des Stroms vergessen hat. Nach dem verheißungsvollen Anfang fällt das Ganze auseinander. Wackenroder und Novalis sterben schon in frühester Jugend. Die ihre Hoffnung in politischen Idealen ausgesprochen haben, finden sich durch den Gang der Dinge aufs grimmigste enttäuscht. Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Clemens Brentano erstarren in einer streng dogmatischen Religiosität. Andere, darunter der einst so blendende Tieck und A. W. Schlegel, haben es sich im Lauf eines langen Lebens behaglich zu machen gewußt. So treffen denn die Worte zu, die Eichendorff in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ niedergeschrieben hat:

„Noch ist kein Menschenalter vergangen, seit diese Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg und, nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend, oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte. Der Pöbel lacht, und die Gebildeten, kaum noch vom Staunen und Entzücken erholt, reiben sich die Augen von der Blendung und gehen gleichgültig wieder an ihre alten Geschäfte.“

Und Eichendorff selbst? Auch ihn hat der Zauber der Lorelei umstrickt. Sie ist es, die in seinen Wäldern als unsäglicher Schauer spielt,

die in den Wellen des Frühlings wohnt und unsere Herzen jauchzen macht, die aber auch im Zwielicht geistert und gar manchen in den Schlund der buhlenden Wogen singt und lügt.

Doch Eichendorff ist nicht gescheitert, und er hat den Reiz des Magischen auch nicht um eines fatten Behagens willen preisgegeben. Freilich ist er nach einer fecken und stimmungsvollen Jugend in den preußischen Staatsdienst eingetreten und hat den oft geschmähten Staub der Akten doch noch atmen müssen. Doch bei den Amtsgeschäften leidet seine Seele keinen Schaden. Nicht nur in der Fremde, wo „des Lebens Schauspiel in den buntbewegten Gassen“ um ihn spielt, selbst im viel Gefährlicheren, im Alltag „wird sein Herz nicht alt“ — wie er es in seinem Abschiedslied dem Wald versprochen hat. Unverwelflich blüht in ihm die reine Lust der frühen Tage, und inmitten grauer Wände rauscht dem alternden Manne noch die schöne Waldeinsamkeit —

„Und alter Zeiten Grüßen
 Kam da, im Tal erwacht,
 Gleichwie von fernen Flüssen
 Das Rauschen durch die Nacht . . .“

Das Magische der Erinnerung erweist sich als nicht minder mächtig denn einst die Gewalt des „magisch wilden Flusses“ für den, der auf ihm fuhr. Eine lange Reihe schönster Gedichte verdanken wir diesem Erinnern, den Zyklus „Totenopfer“ etwa, der mit dem von Schoeck vertonten trostreichen „Nachruf“ schließt, oder die „Nachklänge“, in denen der Kreis „Frühling und Liebe“ verhallt, mit den Versen an den Bruder:

„Gestorben sind die Lieben,
 Das ist schon lange her,
 Die wen'gen, die geblieben,
 Sie kennen uns nicht mehr.

Und fremde Leute gehen
 Im Garten vor dem Haus —
 Doch über'n Garten sehen
 Nach uns die Wipfel aus.

Doch rauscht der Wald im Grunde
 Fort durch die Einsamkeit
 Und gibt noch immer Kunde
 Von unserer Jugendzeit.“ —

Was war es aber, das diesen Dichter befähigte, so auszuhalten, seinen scheiternden Gefährten von höherer Warte aus besorgt, mahnend und trauernd zuzusehn, die Poesie sich zu bewahren und also in glücklichem Wechselspiel besonnen sowohl wie romantisch zu sein? In der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ hat er es selbst zu deuten versucht.

woran die Romantik zugrundegegangen sei und was sie hätte retten können. Ihr Verderben sei die Überschätzung des eigenen Selbst gewesen, die sich kundgegeben habe in der romantischen Ironie, in jenem romantischen Pantheismus, der das Ich und die Gottheit gleichsetzen zu dürfen glaubt, und in dem Zauberlehrlingswahn, das Magische zu meistern, das dem Menschen doch stets überlegen bleibt. Die Rettung aber biete sich nur in der wahren christlichen Religiosität.

Das scheint nun keineswegs neu zu sein. Schon Wackenroder macht eine Wendung zu mittelalterlicher Andacht. Friedrich Schlegel und Brentano haben, enttäuscht von ihrem eigenen Dasein und von dem romantischen Wahn das Heil im Katholizismus gesucht. Das Wackenroder'sche Christentum ist aber noch reichlich ästhetisch gefärbt; es geht wohl mehr um die Kirchenmusik und um Heiligenbilder auf Goldgrund als um das Heil der sündigen Seele. Schlegels und Brentanos Glaube ist offenbar ein Akt der Verzweiflung und dementsprechend übertrieben, schwül und ohne erlösende Kraft. Was Eichendorff dagegen meint, was er als Mensch und, von dem ersten bis zum letzten Vers, als Dichter ergreifend rein vertreten hat, ist eine Frömmigkeit „aus Herzensgrund“ — wie er so gerne sagt —, vor der die Frage nach ästhetisch oder unästhetisch und nach echt oder unecht ganz verstummt.

Der liebe Gott begleitet schon den frohen Wandersmann. Nur weil der Wanderer innig daran glaubt, daß Gott „sein' Sach' auf's best' bestellt“, darf er seine Fahrt mit ungewissem Ziel so kühn antreten. Der Vers „ich mag mich nicht bewahren“ ist also anders zu verstehen, als wenn er von dem jungen Brentano oder Friedrich Schlegel stammte. Er meint nicht, daß die Ordnung und die Zucht verachtungswürdig seien, sondern daß der Mensch nicht ängstlich für sich selber sorgen und sich selbst zusammenhalten müsse, weil die Sorge ihm der gütige Vater abgenommen habe. Ebenso zerfließt das Ungewisse und Verstörende des Zwiellichts, jenes böse Schattenspiel im Blick der Lorelei, vor einem Höheren, Verbürgten, das unbeweglich am Himmel steht. Neben jenes warnende „Hüte dich, sei wach und munter!“ müssen wir das fromme „Nachtlied“ halten, das allen argen Zauber bannt:

„Da's nun so stille in der Welt,
Ziehn Wolken einsam über's Feld,
Und Feld und Baum besprechen sich, —
O Menschenkind! was schauert dich?
Wie weit die falsche Welt auch sei,
Bleibt mir doch Einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.“

So verliert denn auch die schmerzlichste Erfahrung des romantischen Geistes ihre Gefährlichkeit, ich meine jenen Trug, dem jeder ausgesetzt ist.

der da „selig blind“ des Weges ziehen will, der nur den zauberhaften Schaum der Dinge schmeckt und ihrer bleibenden Beschaffenheit nicht achtet. Auch für Eichendorff ist mancher Traum zerronnen, mancher Glanz in öde Nichtigkeit zerflossen. Die „falsche Welt“, „Täuschung“, „Frrlicht“, das sind Worte, die sich oft auf seine Lippen drängen. Doch je bitterer ihn die Welt enttäuscht, desto größer wird in ihm die Freude auf ein Zauberhaftes jenseits dieses Lebens, auf jenen Klang, der jeden irdischen Klang an Wohlklang übertrifft, jenen Glanz, der heller strahlt als alles, was hienieden leuchtet.

Der Eingang in diese Herrlichkeit aber ist der Tod. Dem sinnt er nach, zumal in jenen Tagen, da der Tod sein jüngstes Kind, Anna, abberuft und er mehr denn je den Trug der farbig klingenden Welt durchschaut. Zuversichtlich siedelt seine Sehnsucht sich im Jenseits an. Der müde Wanderer bereitet sich für die Nacht, aus der er nur zur Ewigkeit erwachen kann:

„O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd' gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt.
Laß ausruhn mich von Lust und Not,
Bis daß das ew'ge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.“

Solche Frömmigkeit aus Herzensgrund erlaubt es Eichendorff, dem Lockenden und Verführenden romantischen Zaubers nachzugeben, auf die Stimme der Lorelei zu lauschen und ihr ins Auge zu schauen, ohne ihr je zu verfallen oder im Wirbel unterzugehen. Das Irdische steht immer unter einem großen Vorbehalt. Damit hat uns Eichendorff eine lebensfähige Form des Romantischen vorgelebt und in seinen Gedichten enthüllt und ist er unter allen seinen zum Teil vielleicht verwegeneren und noch begabteren Dichtergefährten zu dem romantischen Dichter geworden, den jeder in Reinheit lieben darf, dem wie keinem sonst das Herz der Größten und der Geringsten gehört.

Grundsätzliches zum Arbeitsbeschaffungsproblem.

Von Marcel Großmann.

Arbeitsbeschaffung ist die Aufwendung öffentlicher Mittel zur Durchführung von Werken, die geeignet sind, die Arbeitslosigkeit zu mildern, wobei es sich um Werke handelt, deren Durchführung nicht im Rahmen der normalen Verwaltungstätigkeit des Staates liegt.

Es liegt im Wesen der öffentlichen Arbeitsbeschaffung, daß die vom Staat unternommenen Werke in der Regel vom privatwirtschaftlichen